

Versöhnung ist eigentlich ganz einfach

In der Bildungsstätte Anne Frank lernen Israelis und Palästinenser etwas über den Holocaust – und über sich selbst.

Von Livia Gerster

Jennifer Bachmann bricht in Tränen aus, als sie das Foto von Esther Frank mit ihren Kindern Anne und Margot sieht, wie sie 1933 vor der Frankfurter Hauptwache stehen. Fotografiert hatte sie Vater Otto Frank, kurz bevor die Nationalsozialisten die Macht ergriffen. Der Anblick der nichtsahnenden Familie erschüttert die junge Israelin. Ihre jüdischen und muslimischen Kommilitonen umarmen die Weinende. „Das passiert“, sagt ihr jüdischer Studienfreund Dagan Cohen. „Es ist ein Teil von uns. Man kann nicht planen, wann es einen trifft.“ Er, dessen Großeltern 1933 aus München flohen, während der Rest der Familie in den Konzentrationslagern umkam, sei völlig unbefangen nach Deutschland gekommen, erzählt er. „Doch als ich plötzlich die Wälder sah, war mir ganz komisch zumute.“ In Israel gibt es solche Wälder nicht, er assoziiert sie mit Massenhinrichtungen.

Für die jüdischen Israelis ist die deutsche Vergangenheit ein Teil von ihnen, aber was ist mit den Palästinensern? Inter-

essiert sie die deutsch-jüdische Geschichte überhaupt? Francis Nseir nickt: „Das hier hat mir die Augen geöffnet“, sagt er. Zwar habe er viel vom Holocaust gehört, aber nie wirklich darüber nachgedacht: „Ich schäme mich, das zu sagen.“ Als Palästinenser aus Israel kenne er natürlich die Zahlen, stimmt sein Studienkollege Saleem Bisharat zu: „Aber eine persönliche Geschichte, das ist etwas anderes.“ Nur wer die Einzelschicksale kenne, könne die Katastrophe verstehen.

Mit seinen Kommilitonen, zwei jüdischen und zwei arabischen Israelis, ist er in der Frankfurter Bildungsstätte Anne Frank. Er betrachtet die Fotos des kleinen Mädchens, dessen Tagebuch Schüler auf der ganzen Welt tief bewegt hat. Er beobachtet teilnahmsvoll, wie sie auf jedem Foto erwachsener aussieht. Nach einem Porträt des 13 Jahre alten Mädchens von 1942 ist plötzlich Schluss, es ist das letzte Bild von ihr. „Was ist danach passiert?“, fragt der Palästinenser bestürzt. „Es macht mich fertig, mir das vorzustellen.“

Die Studentengruppe aus Haifa war in Deutschland, um an der „Model United Nations“-Versammlung teilzunehmen. Mit mehr als 200 Jugendlichen aus aller Welt diskutierten sie in Münster nach dem Vorbild der Vereinten Nationen und verabschiedeten Resolutionen. Denn nur wenn man wisse, wie die Welt funktioniere, könne man sie auch ändern, sagt Bis-

harat. Und die Welt ändern, das wollen die Israelis und Palästinenser aus Haifa – angefangen mit Israel. „Eine Zweistaaten-Lösung ist möglich“, sagt Bachmann, die nun nicht mehr weint. „So lange es noch Leute gibt, die sich für eine Lösung einsetzen, so lange gibt es Hoffnung.“

Der Tag in Frankfurt ist der Abschluss ihrer Reise, die der Deutsche Fördererkreis der Universität Haifa organisiert hat. Der Verein wolle das Beispiel von Haifa in die Welt hinaustragen, sagt Helene Heuer, die die Studenten bei ihrem Deutschland-Besuch begleitet. Denn Haifa, die Mittelmeerstadt nördlich von Tel Aviv, sei eine kleine friedliche Insel in Israel, wo das Zusammenleben zwischen Juden, Christen und Muslimen funktioniere. „Es ist eigentlich ein Wunder“, sagt Bisharat über seine Stadt, „aber man sieht, es geht.“

Ein Wunder, das ist auch diese kleine Gruppe aus Deutschen, Israelis und Palästinensern, die gemeinsam über den Holocaust spricht. Es sei schmerzhaft, aber auch heilsam, dem Leid zu begegnen, findet Israelin Bachmann. Sie meint damit nicht nur das eigene Leid, sondern auch das der Palästinenser. „Seht ihr“, sagt die Israelin zu ihren arabischen Kommilitonen, „es geht mir so, wie es euch mit der Schoa geht. Ich weiß zwar von der Vertreibung der Palästinenser, aber ich kenne keine persönliche Geschichte.“ „Oh, da kann ich dir ein paar erzählen“, wirft Palästin-

ser Bisharat ein. Trotz der Schwere im Raum lachen die Studenten plötzlich. Von ihrer deutschen Begleiterin wollen sie wissen, was sie empfindet, wenn sie die Bilder der Schoa sieht. Ein Gefühl der Verantwortung, sagt diese. „So wie es ein Teil von euch ist, ist es ein Teil von mir.“ Auch wenn das hier, Anne Frank und die Judenvernichtung, nicht seine Geschichte sei, sagt Bisharat: „Wir können alle daraus lernen.“

Das Hauptproblem in Israel, darin sind sich alle einig, sei der fehlende Kontakt zwischen Israelis und Palästinensern. Wie kann da Verständnis, geschweige denn Vertrauen, entstehen? Bachmann erzählt, sie habe nie palästinensische Freunde gehabt. Durch die gemeinsame Erfahrung in Deutschland seien die fünf arabisch-jüdischen Studenten zusammengewachsen, „richtig gute Freunde“ geworden. „Deutschland ist ein tolles Land“ sagt sie. „Es macht mir so viel Hoffnung zu sehen, wie sich eine Gesellschaft verändern kann. Das ist doch der Beweis: Frieden ist möglich.“

Dass die Frankfurterin, die die Gruppe durch die Ausstellung Anne Frank geführt hat, Kopftuch trägt, hat die Studenten aus Nahost erst einmal überrascht: „Eine Muslimin arbeitet in einer Holocaust-Gedenkstätte?“, fragen sie. „Klar“, sagt Nabeela Khan, „ist doch selbstverständlich.“ So einfach kann das sein.